

Die Rache des Spaniers.

Roman aus der Zeit des spanisch-amerikanischen Krieges. Von Karl Reuter-Kerger. Copyright 1899 by the German Press & Plate Co.

(3. Fortsetzung.)

Am Nachmittag beschloß er, sich nach der Eisenbahnstation zu begeben. Er wollte sich erkundigen, wann der nächste Zug nach New Orleans abfuhr. Es war die höchste Zeit, die eben nur dem Spanier zu verfallen, denn jedenfalls hielt sich derselbe nicht mehr in Ocean Springs auf, es sei denn, daß er gleich so heftig von dem Gelben Fieber befallen worden wäre, daß eine Reise ausgeschlossen wäre. Auch in diesem Falle mußte er ihn finden, er wollte sich an seiner Todesqual weiden. Es war ein stiller, sonniger Tag. Nur dann und wann milchichte eine leichte Brise vom Golfe die brüdenen Schwüle. Es fiel Manuel trocken auf, daß so wenig Leben und Betrieb auf der Hauptstraße herrschte. Die Stadt schien wie ausgeföhrt. Sein Erkennen wurde, als er sich dem Bahnhof näherte. Die ganze Eisenbahnstraße schien auf dem Perron verjammelt zu sein.

Ein schriller Pfiff ertönte, graue Rauchwolken quollen hinter den Baumweipfeln auf, dann domerte der Zug heran. Manuel zählte acht Waggons hinter der leuchtenden Locomotive, die Baggage-Cars nicht mitgerechnet. Raum fand der Zug stille, da drängten schon die Passagiere mit ängstlicher Hast nach den Waggons, als fürchteten sie, nicht mehr mit zu kommen.

Als Manuel den Bahnhof erreichte, fanden nur noch der Stations-Agent und einige halbwillige Burichen auf dem Perron. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Halb neugierig, halb erschaut, betrachtete der Spanier die Kopf an Kopf gedrängten Passagiere an den offenstehenden der Waggons. Blüsig zuckte er zu sammen. An einem Fenster des zwölften Waggons, einem eleganten Pulmann-Schlafwagen, tauchte ein blaues Männerantlitz mit blondem Schnurrbart auf. Es war Harald Chester Winsley. Auch er hatte den Spanier gesehen und wandte, wie von einem jähren Schreck durchzuckt, das Haupt zur Erde.

Mit einem dumpfen Wuthgeschrei sprang Manuel voran. Er sah aber gleich das Böhrtche seines Unterarmes ein, denn der Zug nahm fortwährend an Fahrgeschwindigkeit zu, und als er kaum drei Schritte gemacht hatte, war der letzte Waggon schon vorübergefahren. Mit heftigem Athem und vor Aufregung an allen Gliedern ätzend, blieb er stehen. „Hallo, Sie sind wohl zu spät gekommen?“ erklang die Stimme des Agenten.

Manuel gab keine Antwort und wandte sich langsam zum Gehen. Blüsig aber kehrte er um, trat zu dem Agenten und fragte: „Wann fährt der nächste Zug nach New Orleans?“

Der Agent lachte und sprach: „Das kann noch einige Wochen dauern!“

„Einige Wochen?“

„Der Monate!“

„Er, wollen Sie mich zum Narren halten?“ brauste Manuel auf.

„Ja, Mensch, sind Sie denn vom Mond gefallen?“ fragte der Agent erstaunt, „wissen Sie denn nicht, was hier in den letzten Tagen passiert ist?“

„Nein, zum Teufel, was denn?“

„Das Gelbe Fieber ist ausgebrochen!“

„Das Gelbe Fieber?“

„Ja, vor einigen Tagen bekam es einer von den Gästen im Buena Vista Hotel, richtig, vor drei Tagen war's, gestern lagen schon über ein Dutzend an der schrecklichen Seuche darnieder, und heute Morgen hat die Staats-Sanitätsbehörde vom State Louisiana strikte Quarantäne gegen Ocean Springs und alle Golfstädte im State Mississippi verhängt. Das war eben der letzte Zug nach New Orleans, kein anderer läuft hier an, bis die Quarantäne aufgehoben worden ist. Auch dieser hätte hier jedenfalls nicht mehr angehalten, wenn nicht so viele Leute und prominente Leute von der President City hier gewesen wären, die natürlich nicht Wochen und Monate lang in diesem Fieber eingesperrt sein wollten und die „Null“ genug hatten, noch gleich nach Thoresen durchzuführen.“

Manuel blühte den Agenten eine Weile groß an. „Und könnte man denn nicht zu Fuß über die Grenze gelangen?“

„Erlaubt nicht, jeder Weg und Segel ist mit bewaffneten Wächtern besetzt und durch die Stämme können Sie nicht gehen.“

„Verflucht — könnte man auch nicht für Geld und gute Worte irgendwo durchschlüpfen.“

„Man, was denken Sie denn? Man wollte Sie niederschleichen wie einen toten Hund.“

Manuel entfernte sich, ohne noch ein Wort zu sagen. Er war mit der Lage der Dinge durchaus nicht zufrieden und vernünftige, daß er zehn Minuten zu spät auf dem Bahnhof angelangt war. Der Gedanke, hier Wochen und Monate lang unthätig zu weilen, während der Gegenstand seiner Rache sich vielleicht des Lebens freute, war ihm unerträglich.

Unter solcherlei Gedanken erreichte er die Hütte seines Bruders.

Als er dieselbe eben betreten wollte, blühte er zufällig in die Richtung der Bahn, wo über dem Uferlande ein weißes Segelschiff des Bootes seines Bruders lagte.

Ein Blick des Triumphes überlag seine Züge. Daß er auch nicht eben daran gedacht hatte, an den Weg zu

Wasser; der konnte nicht abgesperrt werden. Mit dem Boote konnte er bis zur Mündung des Mississippi und hienau hinaus nach New Orleans gelangen. Mit den Küstengewässern des Golfstroms war er vollkommen vertraut, also frisch an's Werk und das Wagnis unternommen! — „Heilige Madonna“, murmelte er, „wollst schwere Ketten laß dich zu Ehren anzulinden, sobald ich glücklich in New Orleans ankomme!“

Den Nachmittag verbrachte Manuel damit, Einkäufe zu machen und Proviant in das Boot zu schaffen. Sobald es Abend geworden, wollte er aufbrechen.

5.

Neun Tage waren seitdem verfloßen.

Die Wogen des Golfes von Mexico schimmerten wie flüßiges Gold, denn die Sonne neigte sich eben zum Untergang und streute noch einmal verschwenderisch ihre Gluthgarben aus.

Wie saß, fast farblose Fleck, ruhten in diesem wogenden zitternden Gespinnste die Gabeln der Inseln, eine Gruppe von tauben Sandinseln.

Auf eine derselben erhob sich ein dunkler Punkt, welcher sich bewegte und sich als Gestalt eines Menschen entpuppte.

Es war Manuel.

Am sechsten Tage nach seiner Abfahrt war er von einem furchtbaren Sturm überfallen worden, dem das leichte Fahrzeug nicht Stand halten konnte. Stunden lang kämpfte er verzweifelt mit den wilden Wogen, bis er plötzlich, als seine Kraft nahezu erschöpft war, festen Boden unter seinen Füßen spürte. Eine gewaltige Woge hatte ihn auf eine der Inseln, in deren Nähe sein Boot zu Grunde gegangen war, geschleudert.

Zum drittenmale sah er die Sonne in der endlosen Wasserfläche untergehen, und noch immer war nichts als ein zetzendes Fahrzeug zu schauen. Seine Wogen waren eingestiegen und seine Augen unmaßlich groß. Sungen und Durst quälten ihn empfindlich und der Gedanke, daß er hier vielleicht einsam und verlassen zu Grunde gehen würde, ohnte ihm nach wie ein jähren Schreck durchzuckt, das Haupt zur Erde.

Die Sonne war verfunken. Ein eigenthümlicher kupferfarbiger Schimmer ruhte noch fern auf den Gewässern. Langsam, unmerklich, aber doch immer wachsend, stieg im Südwesten eine blaue Wolfe auf empor.

Als Manuel sie gewahrte, überlag ein Ausdruck des Entsetzens seinen Antlitz. Er war zu vertraut mit allen Naturerscheinungen unter diesem Himmel, er wußte zu wissen, daß diese immer höher steigende unheimlich saße Wolkenwand nichts Gutes bedeute.

Und nicht lange dauerte es, da drang ein fernes dumpfes Brausen an sein Ohr und allerlei pfeisende und heulende Töne durchzitterten die Luft. Dann war der Sturm da. Schwarze Nacht umhüllte die lebenden Elemente, ausweilen von einem grellen Blitzstrahl erhellt, welcher Stundenlang die drohenden Wogenberge zeigte, deren weiße Schaumkronen auch noch in der Finsternis sichtbar waren. Das Knarren des Donners war in dem Brausen von Fischen und Heulen kaum bemerkbar. Erst als ein schwerer Regen niederzuschlug, ließ die Wuth des Sturmes etwas nach.

Manuel hatte sich auf dem Boden niedergelauert, um besser gegen die Gewalt des Sturmes geschützt zu sein. Bald aber schon mußte er sich wieder erheben, um nicht in den hohen Sturzwinden, welche sich über das Inselchen wälzten, zu ertrinken. Seine ganze Kraft, gestützt durch den Nütz der Verzweiflung, mußte er einsetzen, um nicht von den sturmgepeitschten Wogen mit fortgerissen zu werden. Bald nachher aber der Regen niederströmte, drangen die Fluthen nicht mehr so weit, önglich erschöpft und entkräftet sank er zu Boden und sog gierig das erste Waßchen ein, welches er mit seinem Rock auffing.

Blüsig sprang er wie elektrifiziert empor. Ein lautes Knarren war ein sein Ohr gebrungen. Da sich inzwischen die schweren Wolkenmassen verzogen hatten und im Süden schon wieder die Sterne funkelten, gewahrte er in der matten Dämmerung einen schwarzen Gegenstand, welcher abwechselnd aus den Wogen auftauchte und wieder verschwand. Er rann bis zur äußersten Spitze des Inselchens, hielt die Hände zu einem Schallrohr geformt an seinen Mund und ließ ein weitgeschallendes „Ahoi!“ aus.

Er hatte sich nicht getraut, es war ein Boot, dessen Segel immer deutlicher auftauchte. Bald kam das Fahrzeug so nahe, daß er zwei Gestalten in demselben unterscheiden konnte.

„Hallo, wer ist da?“ scholl es herüber.

„Ein Schiffbrüchiger!“ schrie Manuel.

Das Boot kam näher, dann fragte wieder eine Stimme: „Wer bist du?“ Manuel nannte seinen Namen und setzte hinzu, daß er von New Orleans komme. Er erhielt keine Antwort.

Das Boot lösch heran. Wer anstaut war der Insel zubüht, wandte es plötzlich seinen Kurs um eine halbe Wendung nach Nordwest.

Ein Schrei der Enttäuschung und der Verzweiflung entfuhr den Lippen des Schiffbrüchigen.

„Hier!“ brüllte er, „hierher, hier bin ich!“

Ein höhnisches Lachen erscholl, dann eine rauhe Stimme: „Geh zur Hölle, verflucht' Dago!“

Manuel taumelte zurück, als habe er einen Faustschlag in's Gesicht erhalten. Ein heftiger Wuthschrei entbrang sich seiner Brust. Er fürzte zu

seiner Rache nieder, zerraupte sich die Haare und ließ wilde Flüche und Verwünschungen aus. Die rechte Hand zum Schwure zu den funkelnden Sternen emporstreckend, sprach er: „Wenn ich jemals lebend diese Insel verlassen — wehe auch, ihr herzlichen Ameritaner!“

Ein Gefühl der Schwäche durchzitterte seinen Körper. Das Aufsehen der Wogen drang wie aus weiter Ferne an sein Ohr. Dann war es ihm, als stehe er auf dem Berde eines schwanenden Schiffes, welches sich zu einem Berge verwandelt, der immer höher emporwuchs und bald über die Wolken ragte. Er stand auf der höchsten Spitze. Tief unter ihm lagerten grauschwarze Wolkenmassen. Ueber ihm aber leuchtete der blaue Himmel und weit, weit schwebte eine zarte, weiße, flüchtige Wolke, die den Eingang zum Himmel verhüllte. Der zarte Vorhang wurde zur Seite geschoben, und in der Dämmerung erschien Anita, süß lächelnd. In der Hand hielt sie eine Rosenkrone, und die leuchtete wie ein blutrother Stern. Sie ließ die Krone fallen, die langsam, wie ein roffiger Strahl, niederfiel. Jetzt war die wunderbare Blüte ganz nahe, er wollte mit der Hand danach greifen, da verlor er seinen Halt und stürzte tiefer, immer tiefer, in eine endlose Finsterniß. Ueb dann schweben ihm die Sinne.

6.

Eine der fruchtbarsten und blühendsten Gegenden im südöstlichen Theile des Staates Louisiana ist unfruchtbar, welche der Banou Tebe, der bei Morgan City in den Golf mündet, auf seinem kurzen Laufe in mannigfachen Windungen durchschneidet. Einen imposanten Anblick gewähren die mächtigen Lebenshöfen an beiden Ufern, an deren West- und Ostende das firsengrüne Bartmoos wie riesige Franken, drei bis acht Fuß lang, niederhängt.

An der linken Seite des Flusses gibt es noch hellenweise dichten Urtwald und Sümpfe, an der rechten jedoch dehnen sich weite Zuderröhren- und Reisfelder, in welchen hier und da hinter lieblichen Baumgruppen die Dächer und Stämme der Plantagengebäude emporragen.

Jedenfalls die größte und angelegentlichste Plantage im Jberia Parish war die einige Meilen von L... ville entfernte „London Plantage“. Eigentum des Colonel George William Winsley. Von den größtentheils aus Creolen bestehenden Bewohnern der Umgegend freit wurde die Plantage noch immer hartnäckig die „Mon Bijou“ Plantage genannt. So hoch sie bis Ende des Bürgerkriegs, als noch der galante und ritterliche Lucien de Broussard Eigentümer des großen Besitzthums war. Auch er wurde durch den Bürgerkrieg, welcher den Verlust seiner zahlreichen Sklaven zur Folge hatte, fast an den Stetten abgebracht, wie so viele andere Sklavensarone. Er überlebte diesen harten Schlag nicht lange. Seine beiden Söhne, die an Arbeit und Entbehrung nicht gewöhnt waren, schickten sich glücklich, als sie ein Jahr nach dem Friedensschluß in George William Winsley, einem „Nante“, einen Käufer fanden, welcher für das große Besitzthum mit seinen zerfallenen Gebäuden eine hübsche Summe zahlte. Daß das Gut das zehnfache des Kaufpreises werth war, ahnten die leichtfertigen jungen Männer nicht, welche in dem damals trotz den eben überhandnehmenden schweren Zeiten doch noch lebenslustigen New Orleans bald ihr Erbe durchbrachten und dann in dem Strudel der Metropole des Südens spurlos verschwand.

Mister Winsley, damals ein energischer junger Mann, gab der Plantage den Namen der Heimathstadt seiner Eltern, welche von England eingewandert waren und sich im State Maine ein Vermögen erworben hatten. Lange Zeit war er der bestbezahlte Mann in der ganzen Gegend und nur seiner Raubfülligkeit und seinem unverdrohenen Muth hatte er es zu verdanken, daß Niemand es wagte, sich thätlich an ihn zu vergreifen. Unbetrt ging er seiner Wege, ließ die zerfallenen Gebäude wieder aufbauen, viel größer und stattlicher als zuvor, brachte überall Verbesserungen an und bald konnte eine Plantage in jeder Hinsicht als ein Muster dienen. Dies trug nun freilich nicht dazu bei, ihm bei seinen ausschließlichen französisch sprechenden Nachbarn, welche den alten Schlandrian weiter gingen und anfast dortan, zurück kamen, beliebter zu machen. Wer weiß, vielleicht hätte er doch den allseitigen Anfeindungen auf die Dauer nicht Stand halten können, wenn er, da er seine Nachbarn nicht zu Freunden machen konnte, sie nicht zu seinen Verwandten gemacht hätte. Er heirathete nämlich eine Tochter des Herrn Alcide Judice, eines der angesehensten Kaufleute und Hofmeister des nächsten Städtchens, welcher fast mit jedem Plantagenbesitzer näher oder entfernter verbandt war. Die Ehe war eine sehr glückliche, doch ein vollkommenes Glück ist keinem Sterblichen beschieden. Vier Kinder haben ihnen kurz nach einander an einer anstrengenden Krankheit und nur das älteste, George Alcide, und die beiden jüngsten, Harald Chester und Alice blieben ihnen.

Es war anfangs November, mitten in der „Gründungs“-Saison. Auf der London Plantage herrschte ein reges Leben und Treiben. Hunderte von Regnern waren mit dem Schneide des Zuderröhres beschäftigt, welches auf die kleinen Waggons geladen, die auf den durch die Felder gelegten schmalfpurigen Gleisen standen, von leichten Locomotiven nach den Plantagengebäuden gebracht wurden. Dort kam das Holz in die „Gründungs“-Maschine oder Walzpresse, wo er bis zum letzten Tropfen ausgepreßt wurde. Der

flühe Soft Holz dann direkt in die großen, Bottich ähnlichen Pfannen, die er als Rohzucker und theilweise als Molasses verließ, um dann nach den Raffinerieen geschickt zu werden, wo er den letzten Broch durchmachte.

Eben trat aus dem heißen Maschinenraum ein junger, schlanker und doch kräftig gebauter Mann auf die Plattform hinaus, welche sich an der Nordseite des Gebäudes hingog. Er zog ein Taschentuch hervor, ließ den leichten Strohhut etwas in den Nacken zurück und wuschte sich den Schweiß von der Stirne. Eine statliche Erscheinung war es, die selbst in den blauen Arbeitskledern zur Geltung kam. Goldfarbige lockige Haare quollen unter dem Strohhute hervor, ein wie Seide schimmernder rötlicher Schnurrbart harmonierte mit der frisch gesundem Gesichtsfarbe. Dazu die regelmäßigen Gesichtszüge, die strahlenden, ausdrucksvollen blauen Augen. Kurz, Alfred Linden war in jeder Hinsicht eine schöne interessante Erscheinung.

Alfred Linden war der Ingenieur der Werte, er beaufsichtigte und leitete das Sieden des süßen Saftes, und von diesem, dem „Sugarmater“, hängt in nicht geringem Maße der Erfolg der Zuderröhrente ab. Dieser Posten ist behalbs nicht nur ein wichtiger, sondern auch ein gut bezahlter, dessen Inhaber sein Geschäft gründlich verstehen muß. Und Alfred Linden verstand sein Geschäft gründlich. Als Sohn eines Grundbesizers in Westfalen hatte er eine gute Schulbildung genossen, das Technikum in Braunschweig, die bedeutendste Zuderindustrieschule Deutschlands, besucht, und seine vollständige Ausbildung in diesem Fache auf der im Jahre 1895 in New Orleans gegründeten „Zuderschule“, die mit einer Versuchsanlage verbunden ist, erhalten. Dort hatte Col. Winsley den tüchtigsten jungen Mann kennen gelernt und ihn sogleich für die ganze Saison engagiert.

Alfred Linden blühte angelegentlich nach den herrschaftlichen Gebäuden, welche jenseits des geräumigen Hofes hinter einer Gruppe hoher prachtvoller Magnoliabäume sich erhoben. Das imposante Wohnhaus mit seinem von weißen Säulen getragenen Balkon schien eine besondere Anziehungskraft auf den jungen Mann auszuüben. Sein Auge wandte er von dem Hause und nachdem er sich nach einer Weile davon überzeugt hatte, daß im Keller keine alle in Ordnung sei, nahm er seinen Posten wieder ein. Blüsig leuchteten seine Augen auf und eine selbstwille stieg in seine Wangen. Auf dem Balkon war die Gestalt eines jungen Mädchens erschienen, das sich leicht auf das Geländer lehnte und augenscheinlich die Blüde über den wohlgepflegten Garten schweifen ließ, in welchem die Rosen noch in voller Blüthe standen. Aber schon nach einigen Minuten trat sie wieder in's Haus zurück.

Ein Zug der Enttäuschung flog über das Gesicht des jungen Mannes. Hoffig zog er seine goldene Uhr aus der Tasche, und sein Gesicht verblüdete sich noch mehr. Er sah, daß die Zeit schon vorüber war, zu welcher Alfred Winsley gewöhnlich ins Nachmittagsgespräch machte. Was mochte vorgefallen sein? Das Wetter war doch mild und schön und trant war sie augenscheinlich auch nicht. Gewöhnlich machte sie einen Ritt in's Feld und mußte dann das Maschinengebäude passieren. Wenn sie dann den ehrwürdigen Grub des deutschen Ingenieurs mit einem freundlichen Neigen ihres Hauptes erwiderte, füllte sich der junge Mann hoch beglückt. Denn Alfred Linden liebte Alice Winsley mit der ganzen Gluth seiner ersten großen Leidenschaft. Sie war schön, herausberend schön. Von ihrer Mutter hatte sie die zierliche graziose Gestalt und das tafelnhaarige wie Seide schimmernde dicke Haar und von ihrem Vater die klare, weiße Haut, die wie aus Marmor gemahelt, edle blauen, untergründlichen Augen. Sie besaß eine zuckelschöne, feleuolte Stimme, war eine Virtuosa auf dem Piano, eine tüche Reiterin und die Aemern der Umgegend prisen ihr gutes Herz. Ihr hohes Bild schwebte dem jungen Mann in seinen Träumen vor, ihr galt sein erster Gedanke beim Erwachen und er zählte die Stunden bis er sie wieder sah. Zum erstenmale seit vielen Wochen sollte er heute ihr süßes Antlitz schauen. Es war ihm, als sei mit einmal alle Sonnenglut aus der Welt entwichen und die Zeit bis zum nächsten Nachmittage dünnte ihm eine ewigkeit.

Der scharfe Klang einer fremden Stimme wedte ihn aus seinem Sinnen. Aufblickend, gewahrte er einen Mann, welcher mit einem über den Kopf kommenden Regner sprach. Alfred konnte sich nicht erinnern, den Fremden jemals auf der Plantage oder in der Nachbarschaft gesehen zu haben. Er trat einen breitrandigen schwarzen Hülsüht. Das lederfarbige Gesicht mit den vorstehenden Backenmoosen, von einem struppigen, schwarzen Bart umrahmt, und die tief in den Höhlen liegenden dunkeln, stehenden Augen machten einen unheimlichen, abstoßenden Eindruck. Er gestikulirte bestig mit den Händen, während er auf den Regner eintredete, schien aber keinen befreienden Bescheid zu erhalten, denn er wandte sich plötzlich und eilte raschen Schrittes in der Richtung der Felder davon.

Alfred hatte keine Zeit, den Fremden weiter zu beobachten oder den Regner zu fragen, was er gewollt habe, denn ein eigenthümlich zischendes Geräusch mahnte ihn daran, daß die drohende Masse in den Reusen zu hoch schlug. Rasch eilte er in den Maschinenraum, drehte an einem Ventile und

gleich setzte sich die braune Schaumkrone, welche sich über dem Rand der großen Behälter wühlte.

Das Abendessen, welches Alfred in Gesellschaft der Vorleute und Aufseher der Plantage einnahm, wollte ihm nicht recht munden. Dem banalen Gesprächsgeflüster konnte er erst recht keine Geschmack abgewinnen und so erhob er sich schon vor Beendigung des Mahles und begab sich auf sein Zimmer. Dasselbe befand sich in einer kleinen Cottage, in welchem auch noch drei von den Aufsehern schliefen. Nachdem er sich eine Cigarre angezündet hatte, blüte er bedächtlich die Rauchwolken der Cigarre vor sich hin und schielte nach dem Herrschaftssaal, welches in der Abenddämmerung matt durch die dunkle Baumgruppe schimmerte. Jetzt wurden in dem Gebäude die Lampen angezündet. Auch im süßlichen Flügel, wo sich die Gemächer der Tochter des Hauses befanden, flimmerte ein Licht auf. Dem jungen Mann erschien es wie ein heller Stern am Himmel seines Glückes. Seine Augen leuchteten schwärmerisch und ein sehnsüchtvolles Rächeln umspielte seine Lippen.

Blüsig stieß er ein kurzes, leises Hohnlachen aus. Es galt seinen eigenen, kühnen, thörischen Hoffnungen. Denn wenn er der Stimme seiner Vernunft Gehör schenkte, so mußte er sich fagen, daß ihm wohl niemals ein so großes Glück zu Theil werden würde. Auch gar nichts hatte er aufzuweisen, was ihn einigermaßen ermutigen konnte, seine Augen zu der schönen Tochter des hiesigen Millionärs zu erheben. Sie selbst kam ihm zwar freundlich entgegen, aber nicht freundlich und nicht gerade so freundlich, wie am Tage seiner Ankunft. Ihr Vater, welcher eine große Rolle im politischen Leben spielte, war selten zu Hause und hielt sich meistens in Baton Rouge, der Hauptstadt des Staates, in New Orleans oder in Washington auf. Die Leitung des Geschäftes lag vollständig in den Händen des ältesten Sohnes, George Alcide Winsley. Trotzdem derselbe eine französische Creol zu Mutter hatte und im sonnigen Süden das Licht der Welt erblickte und auch theilweise erzogen worden war, konnte er doch als ein typischer „Nante“ gelten. Alfred fühlte, als ob es gar nicht möglich sei, daß er seinem Chef, vor dessen kaltem, strengen Blick ihm jedesmal ein leises Frösteln überfiel, jemals näher treten könne, daß derselbe, falls er auch nur ein unmerkliches abneigen sollte, daß er es wagte, seine Augen zu seiner Schwester zu erheben, ihm fortjagen würde, wie irgend einen gegen seine Infraktion handelnden Neger. Seine Liebe war eine hoffnungslose und doch, er konnte sie nicht aus seiner Brust reißen und er wußte, daß er das herrliche Mädchen lieben würde bis zu seines Herzens letztem Schlage. Die Sterne, die begehrte man nicht,“ murmelte er bedächtlich.

Das Naken seiner Hausgenossen wedte ihn aus seinen Träumereien. Er mochte sich nicht mit diesen profanen Seelen in ein langweiliges, gleichgültiges Gespräch einlassen, deshalb begab er sich auf sein Zimmer. Aber in dem dumpfen Raume hielt er es nicht lange aus, er setzte seine Hut auf und schritt hinaus in's Freie. Er wanderte dem Ufer des Banou Tebe zu, welcher unten an den Waggonsgebäuden vorbeifloß. Trotz der vorgerückten Jahreszeit war der Abend still und warm. Auf der Drehbrücke, welche über den Fluß führte zu den Meilen weit sich ausdehnenden Zuderröhrenfeldern, blüte Alfred stehen und blüde, auf das Geländer gelehnt, auf die murmelnd vorbeifahrenden Flußboote tief zu seinen Füßen. Vom andern Uferklang Gesang und Gelächter und Stimmengewirr herüber. Dort befand sich ein Negerdorf, ausschließlich bewohnt von Arbeitern der London Plantage. „Glückliche Menschenkinder,“ murmelte Alfred vor sich hin, „vergloß ließ ich in den Tag hinein und kümmerte mich nicht um morgen, euer Lachen und Singen kommt von Herzen, ihr kennt keine Standesvorurtheile und wenn zwei Herzen sich in Liebe finden, so gehören sie einander.“

Eigentlich hatte er einen Spaziergang in die Felder machen wollen, aber eine magnetische Kraft schien ihn zurück zu ziehen. Er geht sich noch recht bebüht war, wie er dasinogenrecht befand er sich in den Gartenanlagen. Ob das Betreten derselben erlaubt sei, wußte er nicht, kümmerte sich auch nicht darum. Der Gedanke, daß ihr zierlicher Fuß täglich auf diesen mit weissen Muldehüllchen bedeckten Pfaden wandeln würde, auf denen ihre besaubenden Augen geruht hatten, erfüllte ihn mit heimlicher Wonne. Immer näher kam er dem Hause und schien wie ein Falter von dem Lichte angezogen zu werden, welches mild aus den Fenstern im süßlichen Flügel strahlte. Jetzt war er so nahe, daß er deutlich ein Delgemilde an der Seitenwand erkennen konnte.

Blüsig ging die Thür auf. Er schritten eilte er nach der andern Seite des Hauses, in dessen Theile Dunkelheit herrschte. Auf einer Anhöhe, welche unter einer dunkeln Baumgruppe stand, ließ er sich nieder. Wohl eine Stunde lang hatte er dort gesessen und wollte sich eben erheben, da er die Hoffnung aufgegeben hatte, heute Abend noch das Antlitz des geliebten Mädchens zu schauen, als in dem Zimmer gerade vor ihm ein heller Lichtschimmer auftauchte. Zugleich gewahrte er den Schatten einer weißlichen Gestalt, was ihn veranlaßte, sich auf die Wand zu stellen, wodurch es

ihm möglich wurde, in das Zimmer zu blicken, in welchem er trotz den weißen Spigenvorhängen jeden Gegenstand deutlich erkennen konnte. Und da, von diesem Lampenlichte umflossen, stand Alice Winsley, das Haupt sinnend geneigt. Er verslang die liebliche Gestalt förmlich mit seinen Augen und preßte seine Hand unwillkürlich auf die Brust, als könne er damit das flüchtige Bild seines Herzens dämpfen. Da — seine Augen wurden größer und seine Wangen erblühten.

Im Hintergrunde war die Gestalt eines Mannes durch die dunkelrothen Vorleuten getreten. Alice trat ihm lebhaft mit ausgestreckter Hand entgegen, die er galant an seine Lippen führte. Dann zog er sie an seine Brust, küßte sie auf die Stirn und preßte ihre Köpfechen an seine Schulter.

Alfred hatte genug gesehen. Seine Wange brannten in heißer Hitze, hier als Eindringling des Herzensgehimmels der Tochter seines Chefs profanirt zu haben, wie es ihm dünnte. Mit einem Blüde hatte er gesehen, daß der Mann da drinnen hübsch, jung und elegant war, dem gewiß ihr ganzes Herz gehörte und daß ihm auch der letzte, leise Schimmer der Hoffnung für immer erblüht war. Wie ein gebühtes Bild flüchte er davon und verlangsamte erst seine Schritte, als er sich auf dem offenen Felde befand.

Ein dumpfer, stehender, fast physischer Schmerz durchzuckte seine Brust und er fühlte, daß er von dieser Herzenswunde niemals ganz genesen würde. Während seines stundenlangen, ziellosen Umherirrens sah er allerlei Pläne. Seine Vernunft sagte ihm, daß es das Beste für ihn sei, seine Stellung sofort aufzugeben, damit, fern von ihr, die Wunde leichter heile. Aber sein Herz rebellirte dagegen und sagte ihm, daß er seinen Contract nicht brechen und seinen Posten nicht vor Ende der Saison verlassen dürfe. Und sein Herz sagte. Nachdem er den Entschluß gefaßt hatte, zu bleiben, küßte er sich bedeutend erleichtert; der Gedanke, ihr süßes Antlitz nie mehr zu sehen, war ihm unerträglich, er wollte aufrücken beim, wenn er nur in ihrer Nähe bleiben und sie zuweilen sehen durfte.

Als sich Alfred endlich nach seiner Beurlaubung begab, war es schon spät. Ueberall herrschte nächstliches Schweigen und die Stille wurde nur unterbrochen durch das laute Schnarchen der drei Männer, die mit ihm unter demselben Dache schliefen. Wohl noch eine Stunde lang wälzte er sich ruhelos auf seinem Lager, ehe er in einen tiefen, traumlosen Schlaf fiel.

7.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Kirche in L... ville war mit Anbühenden gefüllt, welche sich eingefunden hatten, dem Hochamt bei zuwohnen. Brausender Orgelklang erscholl, dann begann die heilige Wandlung.

Auch Alfred Linden befand sich unter den Anbühenden. Er war zwar kein Katholik, besuchte die Kirche auch nicht aus Neugierde, zum Selbstreißer oder weil keine protestantische Kirche in der Nähe war, sondern einzig darum, weil er hier die beste Gelegenheit hatte, heimlich die Götin seines Herzens zu verehren. Wie groß aber war seine Enttäuschung, als der Stuhl, in welchem Alice Winsley nie zu sehen pflegte, leer war. Eine bittere, quälende Stierlucht zog in seine Brust. Alice selbst den Gottesdienst veräuerte sie, nur, um in der Nähe des Geliebten zu sein. Am liebsten wäre er hinausgeil, um in Gottes freier Natur den dumpfen Drud los zu werden, welcher sein Herz umtraufelte. Aber da er so weit vorne saß, mochte er kein Aufsehen erregen. Resignirt lehnte er sich gegen die Wand und harrete finster vor sich hin. Eine Weile hatte er so gestanden, als er inkontinlich küßte, daß er beobachtet wurde. Auffauehend, begegnete er dem forschenden Blüde zweier dunkler, stehender Augen und er erkannte den Fremden, den er am Tage vorher gesehen hatte. Wer mochte er sein? Seinem Typus nach gehörte er unbedingt der romanischen Rasse an. Nun, ihm konnte es gleichgültig sein, ihn ging der Fremde nichts an. Trotzdem konnte er es nicht lassen, immer wieder die von starken Leidenschaft durchfurchten Züge zu betrachten.

Endlich erklang das „Te missa est“. Alfred war einer der ersten, welcher die Kirche verließ. Er besüßte, da es noch über eine Stunde bis zum Mittagessen war, einen Umweg am Ufer des Flusses entlang zu machen. Er wollte allein sein mit seinen quälenden Gedanken.

Er war noch nicht sehr weit, als er das Geräusch von rasch näher kommenden Schritten hinter sich vernahm. Zu seinem nicht gerade angenehmem Erkennen erkannte er den unheimlichen Fremden, welcher ihm mit der Hand winkte. Alfred blieb stehen.

„Entschuldigen Sie, sind Sie nicht Herr Harald Chester Winsley?“

„Ja? Harald Chester Winsley?“

„Verzeihen, Senor, ich sehe, ich habe mich getrrt. Aber vielleicht können Sie mir sagen, ob der junge Herr Geson hier angekommen ist?“

„Von welchen jungen Herrn reden Sie denn eigentlich?“

„Von Harald Chester Winsley?“

„Ja zum — ich sagte Ihnen doch gerade, daß ich den Herrn nicht kenne!“ Alfred hatte es in barockem Tone gesagt und wandte sich dann zum Gehen, denn der lauernde Blick des Fremden gefiel ihm gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Modestule Suppe. Zu dieser woffschmedenen Suppe verwendet man am besten die Knochen und häutigen Abgänge einer Kalbssteue. Diese hacht man klein, wüßet sie mit ein wenig Fett, Wurzelwerk, Thymian, Majoran, Lorbeerblatt, Pfefferkörner und einem Schinkenstückchen braun, füllt mit Wasser auf und löst die Brühe drei Stunden. Sodann bereitet man ein recht gleichmäßiges braunes Mehl, füllt es mit wiewiger Bouillon auf und löst die Suppe weitere drei Stunden kochen, wobei man sorgfältig allen Schaum und alles Fett abnimmt. Zum Schluß wüßet man sie mit Mabeira und Saucnerpfeffer und giebt als Einlage wüßig geschalteten, getrockneten Kalbsstopf und wüßt auch Trüffel und Champignons.

Ralter Zitronenpuding. Man rührt sechs Eigelb mit sechs Unzen Zucker weiß, sowie als Zuthat die sehr feingewiegte Schale einer Citrone und deren Saft. Hierauf löst man eine halbe Unze weiße Gelatine in einer halben Tasse kochenden Wassers auf, vermischst sie mit der Masse und giebt zuletzt den feingewiegten Schnee der Eier dazu. Man löst die Creme in einer Form erlarren und bringt den Zitronenpuding mit Fruchtglanz auf die Tafel.

Mahonaise. Vier Eigelb, vier Eßlöffel Olivenöl, drei Eßlöffel Essig und zwei Eßlöffel Wasser quillt man tüchtig. Mit etwas Salz, gefinemem Zucker, Pfeffer und Citronenschale wüßt man die Masse. Nun legt man das Gefäß mit dem Quillenden in kochendes Wasser und quillt so lange fort, bis die Torte auf wird. Erkalte giebt man nun zwei Eßlöffel Olivenöl unter beständigem Wühren daran und ganz zuletzt vier große Schöpfel sauren Rahm und etwas Schnittlauch.

Spanisches Fleischgericht mit Tomaten. Man nimmt dazu heimlich Dajensefleisch, kann aber ebenfalls Gemme- und Schweinefleisch verwenden. Auf ein Pfund Fleisch nehme man drei große Tomaten und zwei große Zwiebeln, zerleinere beides und schneide es in einer emalirten Pfanne, bis es ganz trocken ist; dann gebe man Butter oder Schmalz dazu und lasse es braten, bis es schön gelblich ist. Nun thue man das in große Wüßel geschaltene Fleisch in einen Kochtopf, bedede es mit Wasser, gebe dazu die Tomaten, einen Schöpfel Essig, ebensovviel Zucker, dann Pfeffer, Salz, bei eingemachten Tomaten anfangs kein. Die Spanier nehmen auch einen Zahn Knoblauch daran. Wenn das Fleisch gar ist, gebe man die Sauc durch ein Sieb und mache sie mit Kartoffelmehl fertig.

Ente mit rothen Rüben. Rothe Rüben, — die kleinen, runden sind die feinsten, — werden in Wasser gar gekocht, gleich darnach abgeseiht und dann, wenn sie erkalte sind, in längliche Stüchchen geschnitten. Hierauf schüßt man einige feingehackte Zwiebeln in frischer Butter gar, wobei sie keine Farbe annehmen dürfen, gießt z Pint Bouillon, welche mit einem Theelöffel, Kartoffelmehl durchgeseiht ist, dazu und läßt dies zu einer fäimigen Sauc eindicken, um nun unter vorrückendem Wühren die rothen Rüben hinein zu schütten und heiß werden zu lassen. Wenn dies geschehen ist, wird eine halbe Oberstufe, saure Sahne und gekochener Zucker nach Geschmack dazu gegeben. Das Ganze noch gehörig durchgeschwemmt und dann das Gemüße angetrichet. Die auf geschaltete Art gebroteten Enten werden in 6 bis 8 Theile geschnitten und letztere rings um das Gemüße gelegt.

Gefüllter Hase. Man reibe einen schönen Hasen mit Salz ein, spide ihn und lege ihn in eine große Kasserolle, übergebe ihn mit ein Quark Wasser und ein Quart Weissig, gebe Zwiebel, Möhre, Sellerie, Petersilienswurzel und eine kleine Handvoll weiße Pfefferkörner daran und koch ihn so ganz langsam weiß, nehme ihn heraus und lasse die Brühe noch etwas eintochen; bringe sie andern Tags wieder zu Feuer, läre sie mit ein paar Eiwweiß und gieße sie durch eine Serviette. Das Fleisch des Hasen wird ausgelüßt, in schöne Stüchchen geschnitten und in eine tiefe Schale gethan (nicht gestürzt), die noch flüssige Brühe darüber gegossen und zum Sulzen kalt gestellt. Vor dem Servieren verzert man es mit zierlich ausgehackten Citronen-, Korbtrieben- und Guteschneide und reichst folgende Sauc dazu: Man rühre zwei Eßlöffel Senf mit einem Eßlöffel Del, bis es sich bindet, verarbeite dann sechs Theelöffel gelöstener Zuder darin, bis man ihm am Gefäß nicht mehr spürt, und füge den Saft von zwei Citronen hinzu.

Sepidter Saucerbrotchen. Man lege das Fleisch in einen irdenen Topf und übergebe es ein paar Tage lang täglich einigemal mit jedesmal gleichgemachtem rothem Wein. Schneide dann ein Duzend fingerlange und fingerdicke Stüchchen Speck und wende sie in einem Gemüße von gekochtem Weizen, Gerüst und allerlei grünen Kräutern an, frische mit einem Pfeffer heße Lächer in das Fleisch und schide in jedes Loch ein Stüch Speck vollständig hinein, so daß es nicht mehr sichtbar ist. Bränge das Fleisch nun mit Wasser zu Feuer, braue es schön braun und gebe es kalt aufgeschmitten.

Mohrebenale. Man kocht gelbe und weiße kleine Rüben in Salzwasser weiß, schält die Häuten ab und treibt die Rüben zusammen durch ein Sieb. Ebenso zuei bis drei harte gekochte Eier nehme einer handsvoll Küchentrümern. Alles wird nun mit den Rüben vermengt und der ganze Brei so dann mit Pfeffer, Salz, Essig und Del wie Salat angemacht.